

Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Zum 200. Gedenktag seines Todes (14. November 1716).

Ein tragischer Gegensatz waltet über dem großen Leibniz: in jungen Jahren bereits wird er wegen seines Genies gefeiert und von den verschiedensten Fürstenhöfen begehrt, mit den wissenschaftlichen Größen seiner Zeit steht er in engster Fühlung, Kaiser und Könige ziehen ihn bei ihren großen politischen Unternehmungen zu Rate, die eben gegründeten Pariser und Londoner Akademien zählen ihn zu ihren Mitgliedern, die Berliner Sozietät anerkennt ihn als ihren Schöpfer und ersten Präsidenten, in den großen Unionsbestrebungen zwischen Katholiken und Protestanten, Reformierten und Lutheranern ist er jahrzehntelang die eigentliche Seele der Vermittlungsversuche, in dem gigantischen Kampfe Deutschlands gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV. im Westen und gegen die bedrückende Türkengefahr im Osten ist er einer der geistigen Führer, — und in den letzten Jahren lebt er vereinsamt und beargwöhnt, einsam stirbt er, kein Diener der Religion folgt seinem Sarge, kein Gelehrter, Fontenelle ausgenommen, widmet ihm einen Nachruf; der Kurfürst von Hannover, der in der Nähe weilt und dessen Haus Leibniz 40 Jahre lang mit größter Hingebung gedient hat, scheint nach der Besteigung des englischen Thrones den Deutschen nicht mehr zu kennen, vielleicht aus zarter Rücksicht auf seinen gefeierten Rivalen Newton. Nationale Parteilichkeit der Londoner Akademie entschied in dem erbittert geführten Prioritätsstreit über die Erfindung der Differentialrechnung einseitig gegen Leibniz, Voltaire verbreitete diese englischen Vorurteile in Frankreich und Deutschland. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, ihrem eigentlichen tieferen Gehalt nach die Schöpfung Leibnizens, ging meist unter dem Namen ihres populären Wortführers und schulmäßigen Darstellers Christian Wolff, Kants sieghaft vordringender Kritizismus aber war die schärfste Absage an Leibnizens Dogmatismus. Dank seiner Vielgeschäftigkeit und Sorglosigkeit blieben seine schier unübersehbaren Schriften und Briefe jahrzehnte-, ja jahrhundertlang im Staub der Bibliotheken geborgen: nicht Deutsche,

sondern Ausländer sind die ersten Herausgeber seiner Werke, von seinem weitblickenden ägyptischen Plan hatte man zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum eine Ahnung.

Doch auch Leibnizens gerechtem Ruhm sollten seine Nacher erstehen. Guhrauer hat in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neben andern verdienten Arbeiten mit Meisterhand ein kritisch haltbares, farbenreiches Lebensbild entworfen. Foucher de Careil überholte mit seinen sieben Bänden *Euvres* die früheren Ausgaben. Klopss Ausgabe der historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften und übrigen Veröffentlichungen bedeuten geradezu eine neue Ära in der Leibniz-Forschung. Bodemann mit seiner Veröffentlichung des brieflichen Nachlasses bekräftigte die Berechtigung des Leibnizischen Wortes: wer mich nur aus meinen größeren Schriften kennt, der kennt mich noch nicht. So erschlossen Forscher um Forscher die verschiedensten Seiten seiner vielgeschäftigen Tätigkeit, seiner geradezu übermenschlichen Allseitigkeit: Perz seine Geschichtswerke, Harnack die Gründung der Akademien, Riefl seine Friedensbestrebungen usw. Und trotz all dieser monographischen Untersuchungen bleibt noch mancher Punkt in dem Leben dieses erstaunlich beweglichen, schmiegsamen Mannes dunkel, mancher Widerspruch unausgeglichen.

I. Der Lebenslauf.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 21. Juni 1646 in Leipzig als Sohn eines dortigen Lehrers der Rechte, Friedrich Leibniz, geboren. Beide Eltern waren tiefgläubige Protestanten und erzogen ihre Kinder in Gottesfurcht. Mit sechs Jahren verlor der Knabe den Vater, infolgedessen blieb er sich in seinen Studien so ziemlich selbst überlassen. Früh schon zeigten sich die glänzenden Geistesgaben des Wunderkindeß. Mit acht Jahren erlernt er ohne Führer an der Hand einer Liviusausgabe das Latein, mit dreizehn vertieft er sich in die aristotelische Logik, macht kritische, erweiternde Beobachtungen zur Kategorienlehre, mit fünfzehn hat er die Bibliothek seines Vaters durchgearbeitet, liest, wie er selbst sagt, den Suarez ebenso leicht wie die milleßischen Märchen, vertieft sich in die hochangeschwollene Kontroversenliteratur, in die Schriften eines Luther, Hunnius, in die der Jansenisten und Jesuiten, in die Auseinandersetzungen über Gnadenlehre, Freiheit u. dgl. mehr. Sein alles lernendes Aufnehmen wird ihm sofort selbstbelehrendes Weiterdenken und kritisches Weiterforschen, alles fremde Gut mit schöpferischer Neubildung persönliches Eigentum.

Mit 15 Jahren bezieht er die Universität und wählt als Brotstudium die Rechte. Daneben läßt er sich von Jakob Thomastius weiter in die Philosophie und ihre Geschichte einführen, vernimmt bei Weigel von der Anwendung der Mathematik auf die Metaphysik. Im November 1666 erregt er bei der Promotion in Altdorf durch den Umfang seines Wissens, die Schärfe des Urteils, die Gewandtheit im Ausdruck Aufsehen, schlägt aber das schmeichelhafte Anerbieten eines Lehrstuhles aus. Die Reime seiner späteren Naturrechtslehre und Differentialrechnung finden sich bereits in den Schriften des Zwanzigjährigen.

Indem Leibniz sich den Rechten zuwandte, überließ er die Zukunft der modernen Weltweisheit andern Führern, seßhafteren Gelehrten: einem Kant, einem Hegel. Wäre sie nicht sicherer unter seiner Führung geborgen gewesen? Er zuerst unter den Modernen vereinigt mechanische und teleologische Betrachtungsweise, ihm eignet der kritische, scharfprüfende Blick mit dem besonnenen, konservativen Sinn der Alten und dem zähen Festhalten an einer objektiv verankerten Metaphysik, das staunenswerte Einzelwissen eines Aristoteles mit dem hochfliegenden Idealismus eines Platon.

Doch Leibnizens Tatendrang, seine Untersucht, sein Anregungsbedürfnis ließen sich nicht in eine scharf umgrenzte Aufgabe, in das Einerlei des Kathederlebens bannen. Eine zufällige Begegnung führt Leibniz mit dem weltkundigen, hochgebildeten v. Boineburg, dem ehemaligen mainzischen Minister, zusammen. Der edle Konvertit erkennt bald die hohe Begabung des jungen Mannes, ein väterlich-kindliches Verhältnis erwächst aus diesem ersten Kennenlernen. Der kundige Diplomat macht Leibniz mit seiner großdeutschen Politik, mit seinen Unionsbestrebungen vertraut, führt ihn mit glänzenden Empfehlungen bei verschiedenen bedeutenden Männern und schließlich bei dem großen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn ein. Die vielfachen politischen, religiös-apologetischen und selbst philosophischen Schriften der Mainzer Periode (1668—1672) entstehen größtenteils unter der Anregung Boineburgs. Neben andern amtlichen Arbeiten beschäftigte sich der junge Jurist mit einer Verbesserung des römischen Rechts. Aus der Mainzer Periode stammen auch zwei groß angelegte Entwürfe für Gründung von gelehrten Gesellschaften. Das gesamte deutsche Büchertwesen will Leibniz verbessern und neuorganisieren mit Mainz als Zentrale. Für Boineburg, der auf dem Reichstag 1689 die Kandidatur des Pfalzgrafen von Neuburg für den polnischen Königsthron betreibt, verfaßt er die Schrift: *Specimen demonstrationum politicarum*. Mit ihrer Warnung

vor Panislamismus und französischer Universalherrschaft macht sie lebhaft an unsere Zeit denken. Die bedeutendste Tat aus dieser Periode sind die „Bedenken, welcher Gestalt securitas publica interna et externa und Status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“. Mit glühender Liebe für das geschwächte, zerrissene Vaterland, mit klarem Blick für die bereits drohende Eroberungspolitik Frankreichs mahnt er zur Einheit, zur klugen Abwehr: „Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich vereinigt . . . Was ist edler, höher und Gott angenehmer als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzkürzung seinem in Agonie liegenden Vaterland widerfahren zu lassen!“

Mittlerweile hat der raubgierige französische Nar die Generalstaaten überfallen, Frankreichs Macht und Deutschlands Schwäche sind in ständigem Wachsen begriffen. Aus klug abwägender Beurteilung der dem Rhein drohenden Gefahr, aus feiner psychologischer Abschätzung der französischen Seele, der französischen Handels- und Kriegspolitik, aus genauer Kenntnis der strategischen, geographischen, wirtschaftlichen Lage Ägyptens und des Islams überhaupt sind in dem genialen Kopfe des jungen Diplomaten alle jene Pläne entstanden, die den ehrgeizigen Ludwig XIV. vom Westen Deutschlands ablenken und auf den Osten werfen sollten: die Pläne der Eroberung Ägyptens, Unterwerfung des alten Erbfeindes in Afrika und Westasien durch Frankreich, im breiten Osten Europas durch Deutschland, Erhöhung und Befreiung des römischen Kaiserreiches im friedlichen Bund mit den Bourbonen. Ludwig zeigt sich geneigt, Leibniz reist im März 1672 mit hochgeschwelltem Vertrauen nach Paris, findet anfänglich bei Hofe großes Entgegenkommen. Unterdessen sind die Generalstaaten unterworfen, die Spannung mit der Pforte hat sich gelegt, der kluge König läßt Leibniz im Juni das Ergebnis der Beratungen mitteilen: „Ich sage Ihnen nichts über die Projekte für einen heiligen Krieg, aber Sie wissen, daß sie seit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu sein.“ Hat mithin der augenblickliche Erfolg den weitblickenden Gedanken nicht gerechtfertigt, so sollte ein Leibniz kongenialer Kopf, Napoleon nämlich, es um so glänzender tun.

Der Jugendtraum des Wissensdurstigen hatte sich trotzdem erfüllt: Leibniz in Paris, dem Mittelpunkt der damaligen Blüte der Wissenschaft, dem Treffpunkt der großen Erfinder und berühmten Mathematiker. Die vier Pariser Jahre (1672—1676) mit einem zweimonatigen Aufenthalt

in London, wo er mit dem Newtonschen Gelehrtenkreis zusammentrifft, bedeuten für die wissenschaftliche, insbesondere die mathematisch-mechanische Ausbildung des fast unbegrenzt aufnahmefähigen und originell weiterdenkenden Kopfes den reichsten Gewinn. Leibniz' Erfindung der Rechenmaschine reizt selbst Pascals Zünger und sogar seinen Lehrer Huygens zur Bewunderung hin. Seiner Zeit vorausseilend, beschäftigt er sich mit Schiffen, die unter dem Wasser gehen, mit Luftflugzeugen, verbesserten hydraulischen Pressen.

Die glänzendste Frucht seiner mathematischen Studien ist die Erfindung der Differentialrechnung. Hat auch Newton seine Fluxionsrechnung früher ausgeführt, so gebührt doch Leibniz nicht weniger der ihm so strittig gemachte Ruhm der Selbständigkeit, zumal die Methoden der arithmetisch-orientierten Differential- und der geometrisch-orientierten Fluxionsrechnung durchaus verschieden sind. Überdies eignet der Leibnizischen Methode der große Vorzug weit größerer Faßlichkeit, Abrundung, praktischer Anwendbarkeit. So urteilt heutzutage allgemein die kritische Geschichte der Mathematik nach dem Vorgang eines Euler, Laplace, Lagrange, Poisson, Biot. Bedenkt man, daß die modernen Naturwissenschaften ihre staunenerregenden Erfolge großenteils der Rechnung mit dem unendlich Kleinen zu verdanken haben, so wäre die Begründung dieser Rechnungsart allein hinreichend, Leibnizens Namen unvergänglich zu machen. Die Differentialrechnung ist eben durch möglichst große Annäherung der diskreten Größen an kontinuierliche imstande, mit annähernd absoluter Genauigkeit die wirklichen, aber stetig verlaufenden Naturvorgänge denkend zu erfassen und in exakten Rechnungen ideell niederzulegen.

Seit dem Tode des hervorragenden Mainzer Kurfürsten und des ihm väterlich zugetanen Boineburg stand Leibniz nur mehr nominell in Mainzischen Diensten. Er mußte sich nach einer festen, realen Lebensstellung umsehen. Nach verschiedenen Überlegungen, ob er sich dauernd in Paris niederlassen solle, nach Ablehnung dänischer Angebote zog er Ende 1676 an den Hof des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich von Hannover, mit dem er schon seit Jahren in regem geistigen Meinungsaustausch stand. Bis zu seinem Tode diente er nun mit hingebender Treue dem Welfenhaufe unter drei Fürsten. Amtlich hat er die Arbeiten eines Rates und später Justizrates, überdies die Verwaltung der Bibliothek zu erledigen. Daneben beschäftigten ihn Bergbau im Harz, Geologie, Nationalökonomie, Münzwesen und Staatschriften im Interesse seiner Fürsten.

Rastlos ist Leibniz für die Welfen bemüht: so für die Förderung der in kaiserlichen Diensten stehenden Prinzen, so für die Erhebung Hannovers zur Kurwürde, so in der heiklen Frage der englischen Thronfolge. Seit 1688 arbeitet er an der Geschichte der Welfen; seine archivalischen Forschungen führen ihn über München, nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Wien nach Italien, wo er überall, in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, höchst ehrenvoll aufgenommen wird. Zu den italienischen Gelehrten tritt er in enge Beziehungen, wie er zu Beginn seiner Reise lange mit Rudolf, dem berühmten Äthiopiologen, über die bei seinem Wiener Aufenthalt anzuregende deutsch-historische Gesellschaft, und andern Forschern über Förderung der deutschen Wissenschaft verhandelt hatte. In Modena entdeckt er urkundlich die Zusammenhänge der Häuser Este und Braunschweig. Anfang der neunziger Jahre legt er in verschiedenen Urkundensammlungen die reiche Ausbeute seiner geschichtlichen Forschungsreise nieder, während das eigentliche Hauptwerk, die *Annales Brunsvicensis*, bis zum Tode sein Schmerzenskind und überhaupt ein glänzender Torso bleiben sollte. Erst Perz hat sie 1842—1846 herausgegeben.

Über zwanzig Jahre ist Leibniz, getragen von hingebender Liebe für das religiös gespaltene Deutschland, die Seele der Wiedervereinigungsbestrebungen. Seine umfassende mündliche und schriftliche Tätigkeit, seine ausdauernde Geduld, seine versöhnliche, ausgleichende Gesinnung reißen ebenso sehr zur Bewunderung hin, wie anderseits die Widersprüche, Halbheiten, Opportunitätskonfessionen und diplomatischen Schachzüge seines theoretischen, theologischen Standpunktes geradezu peinlich berühren und mehr als irgend eine andere Sparte des von ihm angebauten Wissensgebietes die Grenzen seines Geistes offenbaren. So viel wohlthuendes Licht anderwärts, so viele düstere Schatten hier!

All die entgegengesetzten Tätigkeiten erschöpfen noch keineswegs seine beispiellose Spannkraft, seine unverwundliche Arbeitskraft. Mitten in den Zerstreuungen reißt sich das philosophische System aus. Die Korrespondenz wächst schier ins Fabelhafte, man hat an 32 fürstliche und über 1000 andere Adressaten gesammelt; mehrere umfangreiche Bände bei Klopffüllt beispielsweise der briefliche Verkehr mit der Herzogin Sophie. Große juristische Arbeiten nehmen ihn in Anspruch neben all den mathematischen Entwürfen, deren Sammlung allein sieben Bände bei Gerhardt füllen.

Das Beste seiner großen Seele aber zittert in den achtziger und neunziger Jahren für das traurige Geschick des zertretenen Vaterlandes,

erglüht in tiefster Empörung gegen die schmachvolle französische Raubgier. Wie ergießt er im Mars christianissimus unter der Maske eines Französlings seine ägende Satire über das besudelte Lilienbanner! So leidenschaftlich durchwühlt ihn der Schmerz, daß er unbewußt die Maske abwirft und in titanenhaften Groll ausbricht. Die Worte ersterben auf den Lippen seiner Muse beim Überfall Straßburgs mitten im Frieden. Um so nachdrücklicher weist er auf die Treue Habsburgs hin, um so öfter mahnt er zum festen Anschluß an Österreich, das stets seine Hauspolitik dem Gesamtwohl hintangesezt habe, um so wärmer empfiehlt er den friedliebenden, besonnenen Sinn Leopolds. Mit allem Eifer sezt er sich den ungünstigen Ausmachungen des Ryswyker Friedens entgegen, arbeitet für Fortsetzung des Krieges, wie er es später gegen den dem Reiche unbeteiligten Utrechter Frieden tun wird.

Seit dem Jahre 1697 etwa tritt Leibniz durch die ihm eng befreundete Kurfürstin Sophie Charlotte in rege Beziehungen zu Brandenburg, dem er bislang fremd, ja mißtrauisch gegenübergestanden hatte. Er wird eine Art inoffizieller Diplomat zwischen Berlin und Hannover, sucht bei den ständigen Spannungen und Eifersüchteleien auszugleichen; eine undankbare Doppelrolle, durch die er es schließlich mit beiden Höfen bis zur Verdächtigung als Spion verderben sollte. Zwei Angelegenheiten betreibt er vor allem: die Wiedervereinigung der reformierten Hohenzollern und lutherischen Welfen, die mit ihrer Spitze gegen die bedrohliche Übermacht des katholischen Frankreich gerichtet ist, und die Stiftung der Berliner Akademie.

In Berlin und Hannover verdächtigt, vom Kurfürsten Georg Ludwig geradezu unwürdig behandelt, sezt Leibniz zuletzt für seine großen kulturellen Bestrebungen, wissenschaftlichen Pläne und religiösen Unionsversuche geradezu überschwengliche Hoffnungen auf den eben aufgehenden Stern, auf Peter den Großen. Der Zar weiß das ihm ebenbürtige Genie zu erfassen, geht auf seine Gedanken ein, läßt sich umfangreiche Denkschriften für die Erschließung der slawischen Kultur, für die Schaffung einflußreicher Bildungszentren, für einen gemeinsamen Krieg mit Österreich und England gegen Frankreich und Schweden aufsezen. Sogar die schimärische Idee eines Weltkongress zur Vereinigung der abend- und morgenländischen Kirchen durch Vermittlung Peters findet sich vor. Schließlich bemüht sich Leibniz ernstlich, in russische Dienste zu treten, und tatsächlich wird er zum Geheimen Justizrat mit 1000 Talern Gehalt ernannt.

In die Jahre 1712—1714 fällt der letzte Wiener Aufenthalt. Wie früher, so wurde der große Mann auch jetzt mit herzlichem Entgegenkommen und Vertrauen aufgenommen. Neben den verschiedensten staatswissenschaftlichen Gutachten und eifriger politischer Tätigkeit gingen seine Arbeiten vor allem auf die Gründung einer Wiener Akademie. Alles sah einem glücklichen Ausgang entgegen, schließlich scheiterte die Ausführung an der gewohnten Finanznot. Bei diesem Aufenthalt entspannen sich auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Prinz Eugen und Leibniz; dieser widmete dem berühmten Sieger seine *Principes de la nature et de la grâce*.

September 1714 kehrte Leibniz nach Hannover zurück. Seine hohe Gönnerin, Kurfürstin Sophie, war ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, nach einigen Jahren im Tode gefolgt. Der Kurfürst hatte bereits den englischen Thron bestiegen. Um Leibniz herrschte trostlose Vereinsamung. Der Kurfürst hatte ja nie Verständnis für seine Größe gezeigt, ihm war er nur der Geheime Justizrat und der Schreiber der Welfengeschichte, des „unsichtbaren Buches“, wie er gern spottete. Die ergebnislosen Religionsverhandlungen mit Bossuet hatten tiefe Bitterkeit über die kalt-korrekte Behandlung durch den ihm dogmatisch überlegenen vornehmen Kirchenfürsten zurückgelassen. Die Berliner Akademie hatte ihren Gründer förmlich auf die Seite geschoben; der englische Naturalismus, Sensualismus und Empirismus unter der Führung Clarke-Newton lief förmlich Sturm gegen seinen hochfliegenden metaphysischen Idealismus und Spiritualismus. Seine früher so feste Gesundheit hatte im letzten Jahrzehnt stark gelitten, ständige Gicht plagte ihn. Überdies hielten ihn die hannoverschen Beamten förmlich in Haft, auf daß er endlich das „unsichtbare Buch“ über die Welfengeschichte vollende. Von all diesen Bitterkeiten erlöste ihn ein sanfter Tod am 14. November 1716.

II. Das Wirken.

Das Beste des deutschen Vaterlandes und die Förderung der Wissenschaft sind die Angelpunkte, in denen sich das für den ersten Blick so zersplitterte Wirken Leibnizens bewegt. Und im Grunde führt selbst dieser Dualismus über sich hinaus auf eine strenge Einheit: die so weitverzweigten, politisch-volkswirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen sind eingegeben und getragen von der Sorge und Liebe zu Deutschlands Gesamt-

wohlergehen. Diese Einheit aber ordnet wiederum sich einer höheren unter: das Gesamtwohl Europas und die dadurch Gott erwachsende Ehre, wo Leibniz freilich das eigene Volk zunächst und zumeist angeht.

Von der politisch-volkswirtschaftlichen Tätigkeit geben die elf Bände Klopfs: „Die staatswissenschaftlichen Schriften Leibnizens“, einen erschöpfenden Beweis. Bei allem Eintreten für die hannoverschen und preussischen Sonderinteressen vergißt er nie das Gesamtwohl. Daher die oftmalige, nachdrückliche Hervorhebung der Stellung des Kaisers und des Hauses Österreich, seine Begeisterung und sein Stolz über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, für das er mit geradezu mittelalterlicher Ritterlichkeit eintritt, das er nicht müde wird als Deutschlands einzigartiges Vorrecht zu feiern. In seinen vielen Aufrufen und Denkschriften, auf seinen ständigen Reisen, bei den ihm zugetanen Fürsten drängt er auf Einheit, Unterordnung, mahnt zum Sichaufraffen, zum Aushalten. Der Aufsehen erregende Caesarinus Furstenerius ist ein großartig entworfenes Gemälde der organischen Verfassung des Reiches. Seit dem Überfall der Generalstaaten ist Ludwig XIV. sein geschworener Feind. Zuerst bekämpft er ihn mit diplomatischen Künsten, dann mit bitterer Satire, endlich mit rückhaltloser Offenheit. Was sich nur an Beredsamkeit, an geographischem, geschichtlichem, strategischem Wissen, an psychologisch und national wirksamen Motiven ausdenken läßt, ist in den Denkschriften zur Eroberung Ägyptens, namentlich in der weitläufigen, klassischen *Iusta dissertatio*, mobil gemacht. Mit gleicher Wucht kämpft er gegen den alten Erbfeind des christlichen Europas. Eine Schrift reiht sich an die andere. Damit ja nicht die Sache unter seiner Person leide, macht er sich's zum Prinzip, nur anonym und pseudonym aufzutreten, und getreulich hält er diesen selbstlosen Vorsatz.

Über die äußere Sicherheit und innere Einheit hinaus gilt es, die allseitige deutsche Kultur zu fördern. Nach seiner Absicht soll die Theorie zuhächst dem praktischen Leben dienstbar gemacht werden. Darum werden vor allem die Naturwissenschaften, Mechanik und Mathematik, Arzneikunde, Missionskunde, Pflege der deutschen Sprache und Geschichte in das Wissenschaftsprogramm aufgenommen. In Paris sucht er durch eigenen Augenschein in die Geheimnisse der hochentwickelten Pariser Gewerbekünste einzudringen, um sie nach Deutschland zu verpflanzen; die mechanischen Künste pflegt er und will er gepflegt wissen zur Hebung der Kriegswissenschaften und Verbesserung der Verteidigungsmittel.

Bergarbeiter und Handwerker sollen verpflichtet werden, ihre Erfahrungen anzugeben; dergleichen erwirkt er Verordnungen, nach welchen die Ärzte in bestimmten Zeitabschnitten ihre Beobachtungen niederzulegen haben: alles das, damit durch praktische, lebenswahre Erfahrungen die praktischen Wissenschaften von dem toten Punkt wegkommen.

Mit seinem Spott bemerkt er des öftern, wie der deutsche Michel Erfindungsgabe und Fleiß im Überfluß besitze, sich aber in seiner gutmütigen Dummheit Erfindungen und Entdeckungen ablauschen und abhandeln lasse, um selbige dann äußerlich aufgepuzt und zugefuzt in naiver Bewunderung und um teuren Preis zurükzukaufen.

Der Hebung der Muttersprache widmet er sein besonderes Augenmerk. Freilich kann auch er sich der Alleinherrschaft des Französischen für den diplomatischen und des Lateinischen für den wissenschaftlichen Gedankenaustausch nicht erwehren. Mit Unrecht ist ihm deshalb der Vorwurf undeutschen Denkens gemacht worden. Das Deutsche erlebte damals seinen größten Tiefstand, war in seiner Armut, Verrohung und Verachtung der Ausprägung und erst recht der sieghaften Verbreitung Leibnizischen Gedankenreichtums ganz und gar nicht gewachsen. Indes hat niemand mehr als Leibniz über den Tiefstand der deutschen Sprache geklagt, auch durch Anerkennung ihrer Reformmöglichkeit und programmäßige Vorschläge zu ihrer Verbesserung gearbeitet, schärfer Nachäffung fremdländischer Sprachen und Moden gegeißelt. Durch viele deutsche Schriften hat er selbst vorbildlich gewirkt. All seine früheren Kundgebungen aber finden ihren vollendetsten und blündigsten Ausdruck in den klassischen „Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbesserung und Ausübung der deutschen Sprache“. Spätere Sprachverbesserer mußten nichts Gedeihlicheres zu tun, als das hier vorgelegte eingehende Programm zu dem ihrigen zu machen.

Alle andern Sparten seiner Bemühungen um Förderung des Deutschtums, so seine feurige Tätigkeit für die Missionspflege, für sittliche Kräftigung der Nation, für Hebung der Volksbildung, des niederen Schulwesens und der Pädagogik überhaupt, können hier nur angedeutet werden.

Seine ebenso starke wie einsichtige Vaterlandsliebe beseelte vor allem seine Versuche zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Brüder. Über 20 Jahre hat er unter den größten persönlichen Opfern, mit Aufbietung seines beisspiellosten Wissens und großen Scharfsinns für Deutschlands religiöse Einheit gearbeitet. Bereits in der Jugend beschäftigt sie ihn, in seiner verzweigten Korrespondenz ist sie einer der Lieblingsgedanken.

Er verhandelt mit den protestantischen Höfen und Theologen nicht weniger als mit den katholischen; Abt Molanus, die Helmstädter Professoren, Ernst August und Herzogin Sophie von Hannover, Friedrich I. von Preußen, Bischof Spinola und der Staatsrat Pellisson, der berühmte Bossuet und die Damen des Klosters Maubuisson bei Paris, Ludwig XIV. und der Kaiser Leopold I. und schließlich noch Peter der Große und die Herzogin Charlotte sind die Mitwirkler in diesen einzigartigen, spannenden Verhandlungen, deren Mittelpunkt aber zweifelsohne Leibniz ist. Sind auch die mit einem großen Aufgebot von Wissen, Entgegenkommen und — Diplomatie geführten Versuche als Ganzes ergebnislos verlaufen, so haben sie doch viele Bitterkeit besänftigt, viele Vorurteile beseitigt: mit Recht betrachtet Kiesel die Anerkennung der göttlichen Einsetzung des Papsttums seitens einiger Protestanten als die größte Annäherung seit der sog. Reformation. Leibniz aber ist sie zu verdanken.

Kam die staats- und kirchenpolitische Wirksamkeit in erster Linie seiner Zeit zugute, so sollte die spezifisch wissenschaftliche Tätigkeit ihre reichen Segnungen vor allem über die kommenden Geschlechter ergießen. Es ist den Säkulargeistern eigen, ihrer Zeit um Jahrhunderte vorauszuwetten.

Leibniz war ein kundiger Rechtsgelehrter; systematische Werke hat er nicht verfaßt, das war überhaupt nicht sein Amt. Ein guter Kenner des römischen Rechtes, bietet er verschiedentlich, so namentlich in der Vorrede zum Codex iuris gentium diplomaticus, Ausführungen über Ursprung und Verpflichtung des Naturrechtes, die zum Besten dieser Art gehören. Vertraut mit dem positiven Recht sowohl als der Rechtsphilosophie, verbindet er harmonisch beide miteinander, weiß er scharf die Grenzlinien einzuhalten.

Auf seine verschiedenen Geschichtswerke wurde schon hingewiesen; mit Recht meint Harnack, sie machten für sich schon ein Lebenswerk aus. Auch hier ragt Leibniz mit seinen Theorien über die geschichtlichen Methoden, mit seiner Wertung des Geschichtsstudiums weit über seine ungeschichtlich denkende Zeit hinaus. Geradezu klassisch ist seine Formulierung der Notwendigkeit archivalischer Forschung: was in der Mathematik die Geistes-schärfe, im Recht das geschriebene Gesetz, in der Physik das Experiment, das bedeutet in der Geschichtswissenschaft die Urkunde. Ähnlich neuzeitlich berührt den modern geschulten Forscher seine besonnen abwägende Methode der historischen Kritik. Seine Hochschätzung des allgemeinen Studiums der Geschichte beweist er unter anderem dadurch, daß er sein Leben lang sich um Gründung von Forschungsinstituten bemüht. Mit seiner Pflege

der Geschichte hängt die der Sprachwissenschaft zusammen. In umfassendster Weise will er die sprachlichen Überreste aus aller Herren Länder gesammelt und streng methodisch verarbeitet wissen. Daher sein Arbeiten mit dem berühmten Hiob Ludolf und andern Sprachforschern, seine Beziehungen zu den Jesuitenmissionären in China und Indien und auch zu Peter dem Großen.

In erster Linie jedoch ist Leibniz Philosoph und Mathematiker. Der organische Aufbau seines auf streng realistischer Erkenntnislehre ruhenden, harmonisch gefügten und stufenweise gegliederten Weltbildes, das mit seiner Zweckstrebigkeit und seinen religiösen Motiven auf einen frei schaffenden, unendlich weisen Geist, auf eine höchste Güte im platonischen Sinn hinweist, bedürfte einer eigenen Studie. Hier soll nur auf die mathematische Orientierung seiner Philosophie im Sinne eines Descartes, Spinoza und der damaligen Denkweise überhaupt hingewiesen werden: eine Orientierung, die seinem Denken ebenso fruchtbare Impulse gibt, wie sie in ihrer einseitigen Überspannung zu bedenklichen Irrungen führt.

Bezeichnend hat nach alledem Friedrich der Große das Wort von Leibniz geprägt: er allein war eine Akademie. Eine Akademie war er in der Tat durch die Allseitigkeit seines theoretischen Wissens, des positiven wie spekulativen, durch die Vielseitigkeit auch seiner praktischen Bestrebungen. In weit umfassenderem und strengerem Sinn aber ist Leibnizens Name mit dem der Akademien verbunden, weil er der Schöpfer der modernen wissenschaftlichen Forschungszentren ist. Gewiß, die Pariser und Londoner Akademien bestanden vor ihm, und er hat ihrer Einrichtung manches zu verdanken; beide aber arbeiteten isoliert für sich. Leibnizens geniale Tat ist es, daß er nicht bloß die Berliner Sozietät ins Leben gerufen und der ideelle Gründer der Dresdener, Wiener und St. Petersburger ist, sondern vor allem, daß er über diese Einzelsiftungen hinausgehend sie als Vorbedingungen schuf für einen zu bildenden internationalen Verband von Landesakademien. Wie das Ziel der Forschung, die Wahrheit, in erhabener Größe über allen nationalen Schranken, Parteiungen und Vorurteilen thronet, so sollten diese Akademien, als der Weg zu dem königlichen Ziel, in gegenseitigem Verständnis, Gedankenaustausch, durch praktisch sich auswirkende Hilfsbereitschaft einander fördern und unterstützen. Das sind weit sich öffnende Ausblicke, zu denen das allgemeine Wissenschaftsbewußtsein erst nach zwei Jahrhunderten durchdringen sollte. Erst vor kurzer Zeit hat sich dieses Ideal zu verwirklichen angefangen; daß doch

die Zeichen trögen, nach denen unser europäischer Völkerhaß die eben erstandene Schöpfung zu begraben droht! Harnack hat in seiner groß angelegten „Geschichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ den Werdegang der Berliner Sozietät beschrieben. Nirgends wohl zeigt Leibniz einen solchen Scharf- und Weitblick, ein so praktisches Organisationstalent, eine solch stählerne Willens- und Arbeitskraft, eine solch selbstlose Hingabe wie in ihrer Gründung! Ebenso klug weiß er das Vertrauen der Großen dieser Welt, der Kurfürstin Sophie Charlotte, der einflußreichen Staatsmänner und Gelehrten zu gewinnen, wie er die unsagbaren Enttäuschungen, peinlichen Verdächtigungen, kleinlichen Eifersüchteleien und Hofintriguen und schließlich die verletzenden Zurücksetzungen, die rücksichtslose Ausschaltung und endliche empörende Beiseiteschiebung mit männlicher Festigkeit und erhabener Seelengröße erträgt. Der Mann, dessen Heimat nach Guhrauers schönem Ausdruck die Welt der ewigen Ideen ist, erschöpft sich erfinderischen Geistes förmlich in Mitteln und Vorschlägen, die finanzielle Seite sicherzustellen; er schlägt Kalender- und Blüchermonopole vor, stellt selbst Versuche mit Maulbeerbäumen und Seidenzucht an und verfällt schließlich auf Brandspritzenabgabe u. dgl. m. Unter den in der Stiftungsurkunde angeführten Aufgaben fesselt am meisten die Betonung der Missionswissenschaft; wiederum ein höchst modern-aktueller Gedanke, er ist Leibnizens ureigenste Tat. Schon seit Jahren hatte er — ganz abgesehen von dem immanenten, übernatürlichen Wert — die hohe nationale und wissenschaftliche Bedeutung der Missionstätigkeit verfolgt. Mit den China-Missionären, namentlich den PP. Grimaldi, Verjus, Tolemei, stand er in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch. Unbefangenen Sinnes hatte er warm die Jesuitenmissionäre gegen die Angriffe auf ihre Missionierungsmethoden verteidigt, auf ihre Anregung seine *Novissima Sinica*, viele Briefe und sonstige Missionschriften veröffentlicht. Noch 1701 überreichte er eine Denkschrift, in welcher der Missionsgedanke ausführlicher als in der Stiftungsurkunde entwickelt wird; unter anderem soll ein Missionsseminar mit Unterricht und praktischen Übungen in Sprachen, Mathematik, Astronomie und Medizin errichtet werden.

Ähnlich wie für die Berliner Stiftung sind seine Bemühungen für Dresden, Wien und St. Petersburg; es war bloß die Ungunst der Verhältnisse, wie die Kriegsnöte in Sachsen und die finanzielle Ebbe in den österreichischen Erblanden, wenn erst nach Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten diese Länder Leibnizens Pläne verwirklichen konnten.

III. Die Persönlichkeit.

Leibniz lebte ständig in der großen Welt, in Weltstädten wie Paris, London, Wien. Bekannt ist die damalige sittliche Verderbtheit; so gab z. B. der hannoversche Hof unter Ernst August ein ärgerniserregendes Beispiel. Leibniz lebte in engsten Beziehungen zu vielen Fürstinnen. Und doch, dürfen wir nach der Unsumme von Briefen schließen, in denen er ohne Berechnung, ohne Gedanken an Veröffentlichung das ganze Innere seines offenen Wesens erschließt, und in deren Region sich nicht eine anstößige Wendung findet, dürfen wir aus seinem Leumund schließen, dem alle Verleumdungs- und Verkleinerungssucht seiner Feinde und Neider kaum etwas anzuhängen weiß: dann steht Leibniz rein und makellos vor uns.

Diesem Zug reiht sich würdig an seine Hingabe an das Allgemeinwohl, sein selbstloses Bemühen, fremdes Wohlergehen zu fördern, seine rastlosen Arbeiten für das Beste des Vaterlandes.

Seine vornehmste Charaktereigenschaft ist wohl seine Friedensliebe, sein Eifer, überall zu versöhnen und zu vermitteln. Diese selbst wiederum treibt ihre duftendsten Blüten in der Fähigkeit und Leichtigkeit, die Vorzüge und das Gute bei andern anzuerkennen. Speziell als Gelehrter hat Leibniz hierin eine förmliche Virtuosität. Er stellt es geradezu als Prinzip auf: ich finde, daß die meisten Philosophen in dem recht haben, was sie positiv aufstellen, aber weniger recht in dem, was sie bekämpfen. Wie wohlthuend berühren seine Auseinandersetzungen mit seinen größten wissenschaftlichen Antipoden Cartesius, Locke usw., und nun halte man daneben den Ton und die Ausdrücke seiner Gegner, den Ton und die Stilproben vielfach unserer neuzeitlichen Philosophen überhaupt! Aus dieser Versöhnlichkeit, diesem unbefangenen Sinn fließt seine weitherzige religiöse Duldsamkeit, seine Annäherung an die katholische Kirche, an Papsttum und mittelalterliche Scholastik. Ebenso freundschaftlich verkehrt er mit seinen Glaubensgenossen wie mit Katholiken, Konvertiten und Jesuiten. Nur eines ist ihm zuwider, der wissenschaftliche Partei- und Sektengeist mit seiner engherzigen Herrschsucht; es mögen endlich die Cartesianer, die den Geist ihres Meisters doch nicht zu erfassen verstehen, sondern sich bloß mit seinem Namen brüsten wollen, darauf verzichten, die Herrschaft in der Philosophie an sich reißen zu wollen, ruft er diesen Epigonen zu.

Vornehme, echt sittliche Größe und Religiosität bedingen sich gegenseitig. So auch bei Leibniz. Wie tiefe Gottesfurcht die religiöse

Erziehung durch seine frommen Eltern dem jungen Mann eingepflanzt hat, verrät ein Blatt aus den Vorfätzen des Dreißigjährigen nach seiner Rückkehr aus Paris: „Sonntags ist die Kirche ein- bis zweimal zu besuchen. Ein bestimmter Platz in einer großen Kirche. Die italienische Predigt anhören, so oft sie gehalten wird. Die geistlichen Übungen in Lektum zu machen. Zuweilen Fasten. Stets mit der größten Ehrfurcht von göttlichen Dingen reden. Alles ist auf Gott und die Frömmigkeit zu beziehen. Am Sonntag nur arbeiten für religiöse oder sittliche Zwecke.“ Mit kindlichem Vertrauen weist er auf die gütige, über all unsern Wechsel-fällen sorgende Vorsehung hin, jede neue Naturerkenntnis ist ein neuer Hymnus auf Gottes Größe. Eines seiner ständig wiederkehrenden Themata ist die damals viel erörterte Frage nach der vollkommenen Liebe Gottes. Seine Erstlingschriften sind kräftige Widerlegungen des Unglaubens. Im Mittelpunkt seiner knappen systematischen Schriften über Philosophie steht das einfache, unendliche Wesen: wie es im Reiche der Natur Schöpfer und Baumeister ist, so im Reiche der Geister Vater, König, Gesetzgeber, beglückendes Endziel. Sein abschließendes Werk, die Theodizee, ist die Rechtfertigung der Güte, Größe, Barmherzigkeit und Vorsehung Gottes; mit ihren geistvollen, tief sinnigen Ausführungen, in ihrer leichtfaßlichen, farbenreichen Darstellung ist sie bekanntlich trotz ihrer Irrtümer ein Lesebuch des damaligen gebildeten Europa geworden.

Leibniz ist nicht bloß Theist, sondern auch überzeugter Christ. In der Jugend bereits verteidigt er die Widerspruchsflosigkeit des Dreifaltigkeits-geheimnisses, jahrelang gelten seine scharfsinnigsten Untersuchungen dem Dogma der Wesensverwandlung im hochheiligen Sakrament, zu der er sich trotz protestantischer Erziehung durchringt, wiederholt verteidigt er die Ewigkeit der Höllenstrafen. Geradezu ergreifend und erhebend ist die Ehrfurcht und Hoheit, mit der er so oft von der Person des göttlichen Erlösers spricht. In der Vorrede zur Theodizee nennt er ihn den göttlichen Stifter der christlichen Religion, in der Causa Dei asserta den *θεάνθρωπος*, den Gottmenschen, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, in dem alle Völker gesegnet werden mußten, durch den jedes Geschöpf von der Knechtschaft des Verderbens befreit und zur Freiheit der Kinder Gottes erhöht wird. Der Discours de métaphysique, der als eine der vollendetsten Darlegungen seines philosophischen Systems gilt, schließt: Alles das hat uns Jesus Christus in göttlicher Weise, unergleichlich klarer und faßlicher gelehrt. Ebenso zarte wie tiefe

Empfindung haucht das Gedicht: Jesus am Kreuze. Man hat nun freilich auf viele Stellen und Erklärungsversuche seiner oft merkwürdig unstimmigen Schriften und Briefe hingewiesen, um ihn des theologischen Rationalismus zu zeihen; sogar seinen Discours de la conformité avec la foi, der das Verhältnis von Glauben und Wissen in streng christlich-gläubigem Sinn regelt, hat man als exoterisches, seine eigene Überzeugung maskierendes Schaustück erklärt. Diese Behauptung bedarf unseres Erachtens keiner Widerlegung. Gewiß, Leibnizens wissenschaftliche Stellung zur Offenbarung ist voll von Widersprüchen, sein praktisches Verhalten entbehrt durchaus der charakterfesten Folgerichtigkeit, viele seiner theologischen Erklärungsversuche führen zum Rationalismus, zur Aufhebung des Glaubens. Trotzallem will und sieht er diese Halbheiten nicht, hält er theoretisch und praktisch an der Tatsache der christlichen Offenbarung, an der Notwendigkeit gläubiger Unterwerfung fest, verwirft er mithin prinzipiell den Rationalismus. Auf die gleiche Schwierigkeit ist sein Verhältnis zum Katholizismus gestoßen. In der That: er unterhält die herzlichsten Beziehungen zu geistig und sozial hochstehenden Katholiken, weist aber ihre Befehrungsversuche entschieden ab. Von der katholischen Vorzeit spricht er stellenweise mit größter Hochachtung, um sich andernorts über ihre Unfruchtbarkeit, Formlosigkeit und dergl. mehr zu ergehen. Oft singt er wahre Hymnen auf Papsttum, mittelalterliche Kaiseridee, katholische Hierarchie, um dann wiederum mit all der Voreingenommenheit des damaligen Protestantismus sein Verdikt über den Abfall der Kirche von dem christlichen Altertum, über die Entscheidungen des unrechtmäßigen Trienter Konzils zu verhängen, in den düstersten Farben die Schäden und Laster der römischen Kurie zu schildern. Peinlich wirkt es, wenn er die Helmstädter Fakultät zu einem der katholischen Kirche günstigen Gutachten geradezu drängt und nachher, wo durch dessen unvorhergesehene Veröffentlichung die hannoversche Thronfolge in England gefährdet wird, charakterlos die glatte Zeugnung empfiehlt, den Haß gegen Rom schürt und nach außen zu zeigen befiehlt und gar einen der beteiligten Professoren absetzen läßt. Eine Lösung all dieser Unstimmigkeiten, die teilweise aus seiner leichten Anpassungsfähigkeit an Personen und Umstände und den damit zusammenhängenden bedauerlichen Schwächen, seinen übertriebenen Harmonisierungskünsten und diplomatischen Schwachzügen fließen, dürfte auch in seinem Selbstbewußtsein gegeben sein. Seine innere Größe läßt ihn zwar größtenteils über die blinden Vorurteile seiner Umgebung hinwegsehen, die Macht und Schönheit des Papsttums,

der Hierarchie mit den andern katholischen Einrichtungen anerkennen, die Bedeutung des kirchlichen Autoritätsprinzips, der Scholastik einsehen; sie erfüllt ihn auch mit einer wirklichen Sympathie für Katholisches. Die Selbstherrlichkeit dagegen, das überspannte Selbstbewußtsein, kurz, die Verstandesautonomie, die sich als leicht erklärliche Begleiterscheinungen überragender Größe stark bei Leibniz ausgewachsen haben, hindern ihn, sich vollständig der katholischen Lehre zu unterwerfen. Er hat das selbst mit der wünschenswertesten Offenheit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels ausgesprochen. Kiesel erbringt den schlagenden Beweis, daß Leibniz theoretisch durchaus für die Wiedervereinigung war, daß er aber, sobald das Opfer der *captivatio intellectus*, der vollständigen inneren Unterwerfung, an ihn gestellt wurde, auswich.

Trotz alles edlen Strebens, aller schönen Charakterzüge im einzelnen ist Leibniz doch nicht die führende Persönlichkeit, wie er der Riesengeist ist. Das allgemeine Bewußtsein, insbesondere das deutsche, empfindet das. Warum geht von Leibniz nicht der machtvolle Zauber aus wie von andern deutschen Männern? Manche Forscher vermessen die dem Umfang seines Könnens und Wissens entsprechende Tiefe des Innenlebens; man hat sogar gemeint: „seine Talente als Seelenkräfte betrachtet saßen ziemlich flach auf und entbehrten deshalb der nachhaltigen, tiefgehenden Wirkung“. Leibniz selbst sagt von sich: mit Ovid möchte ich ausrufen: *copia mea inopem me fecit* — meine Überfülle macht mich arm und schwach. Es könnte als kleinliche Eitelkeit erscheinen, wenn er in seinen vielfachen Tagebüchern und Selbstbespiegelungen mit behaglicher Breite seiner Talente und Jugenderfolge sich rühmt, wenn er noch nach Jahren mit tiefster Bitterkeit der kalten überlegenen Art Bossuets so oft gedenkt, wenn er in dem peinlichen Streit mit Newton selbst vor unredlichen Mitteln und ungerechter Verdächtigung seines Gegners nicht zurückschreckt. Man hat ihm das besorgte Streben um die Gunst der Fürsten und Großen verargt. Gähart und andere nach ihm ziehen ihn der Geldliebe. Den uferlos sich ausdehnenden Briefwechsel, den zeitraubenden Verkehr mit Frauen, und mögen es auch Fürstinnen sein, sähe mancher ernste Mann lieber auf Wichtigeres verwandt.

All diese Charaktereigentümlichkeiten weisen auf den größten Mangel, die empfindlichste Schwäche in Leibnizens Persönlichkeit hin. Ihm fehlt die starke Zielstrebigkeit, die Energie des folgerechten Handelns im Dienste einer großen Aufgabe, die „Kraft der Exklusive“, die edle, starke Rücksichts-

losigkeit, die mit Beiseitesetzung alles Unwesentlichen, aller kleinen Nebenzwecke unverwandten Blickes auf die Verwirklichung einer großen Aufgabe losgeht. Keiner, bemerkt treffend A. Fischer, hat weniger als Leibniz das Bibelwort befolgt: Niemand kann zwei Herren dienen. Darum macht sein Lebenswerk als Ganzes trotz der vorhin zugegebenen höheren Einheit den Eindruck der Zersplitterung, des Fragmentarischen. Auf keinem Gebiet hat er Werke geschaffen, wie sie sein Riesengeist hätte hinterlassen können, wäre er von wahrhaft zielbewußter Energie geleitet worden.

Diese Schattenseiten vermögen nun gewiß die Lichtgestalt des ideal gerichteten Denkers, opferwilligen Patrioten, edlen Menschenfreundes und glaubenstreuen Christen nicht zu verdunkeln. Die Schwächen vermögen die säkulare Größe dieses wertschaffenden Genies nicht zu verkleinern. Ihnen steht sein mannhafstes Ertragen von schwer verletzenden Verdemütigungen im Dienste seiner großen Unternehmungen gegenüber, die Selbstlosigkeit, mit der er in seinen Staatschriften Ruhm und Namen der Sache bis zur vollständigen Vergessenheit opfert, die geniale Sorglosigkeit, mit der er sich um Veröffentlichung seiner zahlreichen philosophischen Werke nicht kümmert, dergestalt daß bei seinen Lebzeiten nur ein kleiner Bruchteil bekannt wurde. Die Fürsten und Großen brauchte er in der damaligen Zeit des Absolutismus für seine gemeinnützigen Zwecke. Wenn er trotz allem Idealismus weltklug auf sein Fortkommen und eine sichere Existenz bedacht ist, wer darf deshalb einen Stein auf ihn werfen? Von Haus hatte er kein Vermögen, Schriftstellerei und mühsame Forschungen waren auch damals kein fruchtbringendes Kapital, seine ständigen Reisen und nichtamtlichen Arbeiten für das Allgemeinwohl verschlangen beträchtliche Summen. Vor allem aber wird uns Leibniz' tatenreiches Leben mit seinem Gottvertrauen und seiner Christustreue, mit seiner weitherzigen wissenschaftlichen und religiösen Duldsamkeit, mit seinen Ausgleichbestrebungen für bürgerlichen und religiösen Frieden, mit seinem opferfreudigen Einsetzen für Deutschlands innere Einheit und Abwehr äußerer Feinde in gegenwärtiger Stunde ein leuchtendes Vorbild, ein warnender Mahner sein. Sein Geist hat auch unserer schweren Zeit noch vieles zu sagen.

Bernhard Jansen S. J.